

Von wegen soziale Gerechtigkeit

Der 2010 von in der Bürgerschaft vertretenen Parteien für 10 Jahre proklamierte Schulfrieden konnte die Widersprüche im System nicht verkleistern. Umso mehr drängen sie nun an die Oberfläche

Frieden ist ein schönes Wort und Krieg ein hässliches. Selbst Unfrieden ist ein Wort, das uneinsichtiges, borniertes, manchmal sogar neurotisches Verhalten anzeigt. Wenn man den 10jährigen Frieden im Bildungsbereich ausruft, sollte man doch von einem Ausweg aus einem beklagenswerten Zustand sprechen, von einer hohen Kunst der Diplomatie.

Um es gleich zu sagen: Der friedvolle Zustand, der entstanden ist, ist auch nicht schön. Er ist sogar so, dass das Wort „Frieden“ wie eine ideologische Verbrämung höchst beklagenswerter Verhältnisse wirkt. Hier soll mit dem Wort etwas erzwungen werden, was nicht aus guter Einsicht entstehen wollte. Innerer Frieden kann auch zum heiklen Dogma werden, wenn es eigentlich um Ruhe geht. Der innere Frieden ist auch in der Türkei ausgerufen worden, wo Kritiker_innen kurzerhand sogar als Terrorist_innen gebrandmarkt werden. Aber

Kritiker_innen des inneren Friedens im Bildungsbereich werden auch keine schönen Worte nachgerufen. Man will eigentlich Ruhe haben und nennt das Frieden.

Als Sozialdemokraten erstmals in der Bundesrepublik in Regierungsverantwortung kamen, mussten sie deutlich machen, wie in diesem Land soziale Gerechtigkeit hergestellt werden sollte, wie eine sozialdemokratische Handschrift aussieht. Drei

Die empirischen Befunde die Zusammensetzung der Stadtteilschulklassen betreffend, sind ein Hohn auf den Anspruch der Integration

Felder stachen heraus: Ostpolitik als Friedenspolitik, Mitbestimmung in den Betrieben und eben integrierte Schulsysteme,

also: gemeinsames Lernen. Man wusste: Wenn auch das alte Schulsystem nicht in erster Linie die soziale Ungerechtigkeit erzeugte, so machte es doch unfähig, sich ihr wirksam zu widersetzen. Das Schulsystem war die Einstimmung junger Menschen auf soziale Ungerechtigkeit.

Ludwig von Friedeburg, der sozialdemokratische hessische Bildungsminister in den 70er Jahren, hat auf die Frage, ob man es bei der Einführung eines integrierten Schulsystems erst einmal bei 40 Prozent belassen sollte, geantwortet, das habe denselben Effekt, wie wenn man bei der Umstellung von Links- auf Rechtsverkehr mit 40 Prozent beginnen würde. Er hatte erstaunlich recht. Integrierte Schulsysteme haben mittelfristig nie die Kraft und das Renommée gewonnen, wie es das Engagement und die Innovationsbereitschaft verdient gehabt hätten.

Aber warum entsteht mit einem Schulsystem, wie wir es haben, niemals soziale Gerechtigkeit, niemals der „Frieden“, der nicht verordnet werden muss? Das hat organisatorisch-empirische Gründe, aber auch existenzielle und sozialpsychologische.

Man muss sich die Kolleginnen und Kollegen in den Stadtteilschulen anschauen, die selbst unter schwierigsten Standortbedingungen Schulen als gute Orte des Lernens und Lebens bauen wollen. Man muss sich viele Kinder in diesen Schulen anschauen, die Lebensgeschichten haben, in denen die Erfahrung von positiver Wirksamkeit und damit von Gründen für Opti-

Foto: hlz



Da konnte selbst die Feuerwehr nichts mehr ausrichten



mismus gegen null geht. Sie werden nicht glücklich in ihrem Handeln. Wenn die Schule ein Lernort werden soll, der auch für Benachteiligte einen neuen Anfang, ein neues Schwungholen ermöglichen soll, dann müssen doch Spielräume entstehen, dann muss doch etwas entstehen,

Wenn Kinder im Grundschulalter nach Maßgabe der erhaltenen Noten auf Trennung eingestimmt werden, wenn Lehrkräfte wie selbstverständlich diesen Vorgang regulieren, dann ist das eingebrannt in die gesellschaftliche Sozialfolklore

das nicht auf ein Durchkommen angelegt ist, sondern auf Selbstbegegnung, Selbsthandeln und Selbstdenken. In Klassen, in denen sich die Fälle für einen erhöhten Nachholbedarf häufen, kann dieser Effekt unmöglich entstehen. Die empirischen Befunde die Zusammensetzung der Stadtteilschulklassen betreffend, sind ein Hohn auf den Anspruch der Integration. Wenn eine Lehrkraft jedes Kind im Blick haben soll, dann kann sie nur an dieser Wirklichkeit scheitern. Da gibt es nichts zu beschönigen. Wenn die Schule ein guter Ort sein soll, dann müssen Kinder lernen, sich in ihrer Vielfalt zu begegnen.

Der kürzlich verstorbene Soziologe Zygmunt Bauman erzählt von einem Roman Benjamin Disraelis aus dem Jahre 1845: „Da gibt es einen radikalen Arbeiter namens Walter Gerard, der von ‚zwei Nationen‘ im Land redet, die keinen Umgang mit- und keine Sympathie füreinander haben, und von den jeweiligen Gewohnheiten, Gedanken und Gefühlen der Gegenseite so wenig wissen, als

lebten sie auf verschiedenen Planeten. Sie wurden unterschiedlich erzogen und ernährt, haben andere Sitten und sind nicht denselben Gesetzen unterstellt, heißt es im Buch. Gemeint sind, wird kommentiert, die Reichen und die Armen. Das ist ein treffendes Bild für die Situation, die wir heute haben, mehr als 170 Jahre später.“ Armut und Reichtum scheinen gegenwärtig wieder erbbare zu sein, Erfolg und Misserfolg in der Schule auch.

Wir leben in einem Land, in dem es zur zweiten Natur geworden ist, dass Kinder etwa zehnjährig getrennt werden. Im vorbewussten Zustand wird kollektiv eingeübt, dass soziale Ungleichheit gewissermaßen natürlich gewachsen ist. Wenn Kinder im Grundschulalter nach Maßgabe der erhaltenen Noten auf Trennung eingestimmt werden, wenn Lehrkräfte wie selbstverständlich diesen Vorgang regulieren, dann ist das eingebrannt in die gesellschaftliche Sozialfolklore. Wer das kritisiert – so die Folklore – kann sich ja nur nicht mit der Natur abfinden. Laien und Profis gehen da Arm in Arm. Da kann noch so viel Vergebliches in den Schulen passieren, noch so viel Scheitern, noch so viel Klage, Jugendliche seien nach der Schule nicht berufsfähig, an dem Dogma, rechtzeitig Gute von Schlechten, Kompetente von Inkompetenten

„Wir wollen lernen“, sagen viele Hamburger, die sozial Benachteiligten im Blick

zu unterscheiden, darf sich nichts ändern. Um dann Jahr für Jahr immer dasselbe zu registrieren: Die soziale Herkunft entscheidet über den schulischen Erfolg. Für einen Moment führt man sich jedes Mal verzweifelt auf und tut dann alles, um im nächsten Jahr den alten Befund zu bestätigen.

Fehlt der Mut? Ich fürchte, es ist schlimmer. Es fehlt überhaupt das Sensorium, sich etwas als schädliche Folklore bewusst zu machen, vergleichbar mit der Weigerung der US-Amerikaner_innen, Waffen als Mordinstrumente wahrzunehmen. „Wir wollen uns selbst verteidigen“, sagen diese, die Angreifer im Blick. „Wir wollen lernen“, sagen viele Hamburger_innen, die sozial Benachteiligten im Blick. Als wüssten wir nicht seit der Quantentheorie, dass der Blick darüber entscheidet, was wir wahrnehmen.

Ich weiß, viele, die sich vor 50 Jahren für soziale Gerechtigkeit engagiert haben und in der Schule den Ort sahen, an dem Sensibilität und Selbstbewusstsein entstehen sollte, sind heute resigniert. Es ist auch kein Wunder. Aber wir wissen auch: manchmal passieren doch Wunder. Vielleicht sollten wir uns 50 Jahre nach 1968 einfach auf das damalige sozialdemokratische Bemühen um soziale Gerechtigkeit besinnen, ganz ohne Revolution, einfach nur dadurch, dass wir zumindest nicht schon in der Kindheit den Grundstein legen für die große Spaltung in der Gesellschaft, als hätte es der liebe Gott so vorgesehen.

Für alle, die glauben, dass damit die Leistungsstarken nicht mehr lernen würden: Natürlich entsteht ein anderes Lernen. Ein Lernen, das auf Selbstbegegnung, Selbsttätigkeit und Selbstdenken angelegt ist. Und natürlich auf die Sensibilität für diejenigen mit anderen Lebensgeschichten. Es wäre doch gelacht, wenn wir uns für sozialdemokratische Träume gar nicht mehr begeistern könnten. Es ist kein Naturgesetz, dass sich Frieden und soziale Gerechtigkeit im Bildungssystem gegenseitig ausschließen.

ANTONIUS SOEST
ehemaliger Schulleiter in
Schleswig-Holstein